



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Nordpolfahrt der Germania unter Kapitän Koldewey 1869-70 : 2)
Herbst und Winter bis zum Wiedererscheinen der Sonne am 3. Februar
1870.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Nordpolfahrt der Germania unter Kapitän Koldewen 1869 — 70. *)

2) Herbst und Winter bis zum Wiedererscheinen der
Sonne am 3. Februar 1870.

Als die Germaniafahrer am 13. September 1869 im Süden der Sabine-Insel ihren Winterhafen bezogen, war die Temperatur schon dauernd einige Grade unter Null gesunken. Es trat daher an die Mannschaft die dringende Pflicht heran, das Schiff auf das beste zu bergen, daß es den grimmen Stürmen und mächtigen Eisbildungen des Winters zu trocken vermöchte, und zugleich sich selbst rasch mit Allem zu versehen, was in den Monaten der ewigen Nacht des arktischen Winters nicht mehr zu haben war. Das war vor Allem süßes Trinkwasser. Denn das Schmelzen von Schnee mußte, im Interesse der Schonung des Feuerungsmaterials, solange als möglich vermieden werden. So wurden denn zunächst alle Behälter an Bord noch einmal mit dem gesunden wohlgeschmeckenden Wasser der Bäche gefüllt. Gerade zur rechten Zeit wurde man damit fertig. Denn bereits am 17. war der Erdboden an der Oberfläche überall gefroren und die Bäche zeigten nur noch spärlich Wasser, das in den nächsten Tagen ganz zu fließen aufhörte. Die Arbeiten zur Sicherung des Schiffes konnten, da der größte Theil der Mannschaft um die Mitte des Monats auf verschiedenen Forschungsreisen aus war, deren wir unten gedenken werden, erst am 22. September begonnen werden, als Alle wieder vollzählig bei einander waren. Bis dahin gewährte der ausgezeichnete, nach Norden durch den hohen Berg der Insel gegen den Sturm, nach Süden durch die vorgelagerte Walroßinsel gegen das Antreiben des Eises trefflich geborgene Hafen der Germania vorläufig ausreichenden Schutz. Indessen ließen doch die seit dem 16. auftretenden schweren Nordstürme und Böhen ein sicheres Festliegen des Schiffes als unausschieblich erscheinen. Es durfte nicht mit dem treibenden Eise in Berührung kommen, sondern sollte ruhig eingefroren an seinem Platze bleiben, bis es den kommenden Sommer gelingen würde, dasselbe wieder von den Fesseln des Frostes zu befreien. Zu diesem Zwecke mußte das Schiff möglichst weit in den Hafen hineingeholt und innerhalb der Linie festgelegt werden, welche die beiden äußersten Landvorsprünge des Hafens mit einander verbindet, damit es nicht bei einem etwaigen jähen Aufbrechen des Eises mit losgerissen und sicherer Zerstörung preisgegeben werde. Denn in solchen Fällen wäre es nicht durch die stärksten Tauen und Anker zu halten gewesen, sondern in der Umarmung der Eisschollen erbar-

*) Die zweite deutsche Nordpolfahrt. I. Band. Zweite Abtheilung. J. A. Brockhaus 1874.

mungslos erdrückt worden. So wurde denn das Schiff am 24. September an die ihm angewiesene Stelle geschafft, 300 Schritt von der westlichen Landspitze entfernt. Zum letzten Male ertönte am Morgen das jedem Seefahrer so eigenthümlich klingende Kommando „Heave Anker“ und das darauf folgende taktmäßige Klappern der Ankerwinde. Die Anker wurden, da sie jetzt keinen Nutzen mehr hatten, ganz an Bord genommen. Das Schiff mußte, um an die vorbeschriebene Stelle gebracht zu werden, von dem nun schon 3 Zoll dicken Eise losgehauen werden. Die Eissägen und der Gesang der das Schiff fortziehenden Matrosen tönt munter in den schönen Wintermorgen hinein und vor Mittag schon war die Arbeit beendet. Bis zum sicheren Einfrieren wurde das Schiff mit einigen Tauen am Eise und dem nächsten Felsen festgemacht. Dann lag die Germania für 290 Tage zur Unthätigkeit verdammt, den Bug gegen Nord-Nord-West gerichtet, um so die Macht der Stürme möglichst abzuschwächen.

Dann wurde das Schiff bis auf die kahlen Untermasten und Wanten vollständig abgetackelt, Stangen und Raaen, Segel und Tauwerk, das große Boot, und alle Fässer und Kisten an Land gebracht, ebenso auch Alles, was an Proviant und anderen Sachen für die Winterszeit nicht gebraucht wurde, natürlich mit Ausnahme des Bedarfs der Mannschaft für das nächste Halbjahr. Dadurch wurde das Schiff einerseits etwas entlastet, andererseits aber auf Deck und im Raume bedeutend an Platz gewonnen. Von dem Proviant wurde auf halber Höhe der Sternwartenhalbinsel ein großes „Depot“ errichtet, auf einer Unterlage von Holz, überdeckt mit Segeln, deren Ränder mit schweren Steinen gegen die Angriffe der Stürme und Bären gesichert wurden. Am 26. September war fast alles am Lande. Die Muße nach dem Tagewerk wurde in heiterster Laune von der Mannschaft mit Schlittschuhlaufen verbracht. In der letzten September- und ersten Octoberwoche wurden die Vorbereitungen für die Ueberwinterungen vollendet. Um Schnee und Wind vom Schiff abzuhalten und auch dadurch zur Erwärmung desselben beizutragen wurde schon jetzt ein Zelt aus starkem Segeltuch über das Schiff ausgespannt und eine drei Zoll dicke Moosschicht über Deck gelegt. Den Fuß des Zeltdaches bildeten der horizontal gelegte große Baum und Schunerbaum. Vom Vormast senkte sich der Dachfirst zum Fockstag und mit demselben zum Vordersteven hinab, während über dem Heck das Zelt mit einem mehr senkrechten Giebel abschloß. An Backbordseite, den an Land errichteten Observatorien zunächst, befand sich der Ausgang aus dem Zelte, eine kleine verschließbare Klappe; eine hölzerne Treppe von fünf Stufen führte von da auf das Eis hinab. Endlich wurde das Schiff noch getheert.

Auch im Innern wurde das Schiff für den Winter hergerichtet. Die Kajüte befand sich von Anfang an der Wärme halber gleich hinter dem Logis

(Mannschaftszimmer), welches vorläufig nicht mehr Wärme bedurfte, als das tägliche Kochen in der Kombuse hervorbrachte. Nun aber wurde die Kajüte erweitert, ihre Breterwände belegte man von außen mit starkem Filz, von innen mit dickem Wollstoff (coating), den Fußboden mit einer Decke, mit Filz und Segeltuch. Das Oberlicht (skylight) wurde von außen und innen bedeckt, so daß vom 9. October ab den ganzen Tag hindurch die Lampen brannten. Der Ofen erzeugte bei 16 Grad Kälte eine behagliche andauernde Wärme mit 10 Pfd. Kohlen. Zur Abwendung der Feuchtigkeit, die sich erfahrungsmäßig im arktischen Winter aus den Wasserdämpfen der Luft bildet, an allen relativ kalten Gegenständen eisig niederschlägt, und dadurch nicht bloß schwere Unannehmlichkeiten, sondern auch Krankheiten nach sich zieht, wurden zwei „Condensatoren“, nach dem Vorgange von Roß aufgestellt. Es wurden nämlich 2 Zoll große Löcher durch das Deck gebohrt und über dieselben ein nachträglich mit Schnee bedecktes großes eisernes Hohlgefäß gestellt. An der sehr kalten Innenseite desselben setzt sich bald aus den condensirten, dorthin aus dem Schiffsinnern aufsteigenden Wasserdämpfen der Luft eine Eiskruste ab, die dann von Zeit zu Zeit entfernt wird.

Als Schneeschmelzapparate bei eintretendem Süßwassermangel leisteten große Töpfe die besten Dienste, von denen einer auf die Kombuse, der andere auf den Kajütofen gestellt wurde. Endlich wurde am 11. October dem Schiffe das letzte Winterkleid angezogen. Es wurde nämlich mit einem Wall von Eisblöcken umgeben. Eine Reihe solcher Blöcke wurde auch von dem Heck des Schiffes aus in einer Linie nach der kleinen Brücke, die bei der Sternwarte ans Land führte, aufgestellt, wo sie bald fest froren, und auf denselben ein Tau bis aufs Land hingezogen. Bei den rasenden Stürmen des Winters wurde dieses Tau längs der Eisblöcke der einzige Führer und der unentbehrlichste Halt, um sich vom Land wieder aufs Schiff zu finden und auch die Zolle wäre vom Sturm fortgerissen worden, wenn sie nicht hier ein Hemmnis in ihrer wilden Fahrt gefunden hätte. So war man denn auf der Germania gerüstet und fertig, den Winter zu empfangen, und auf der trefflich eingerichteten astronomischen, meteorologischen und magnetischen Station an Land auch während der ewigen arktischen Nacht des nächsten Halbjahres wissenschaftlich beobachten zu können. Aber vorläufig ließ der eigentlich nordische Winter mit seinen Stürmen und Schneetreiben noch lange auf sich warten.

Den größten Theil des September hindurch, den ganzen October bis in den November hinein erfreute die Seefahrer das schönste klarste Herbstwetter. Nur je drei Sturmtage gab es im September und October. Das alte Paradoxon: „die Windstille ist der herrschende Wind in Ostgrönland“, schien sich auch hier zu bestätigen. Diese günstige Witterung wurde natürlich aufs

Außerste zu wissenschaftlichen größeren und kleineren Excursionen aller Art, und bei jeder Gelegenheit zur Jagd, zum Dredgen (Netsfang im Eise zu zoologischen Zwecken) etc. ausgenutzt.

Bereits unmittelbar nach dem Einlaufen der Germania in ihren Winterhafen, in den Tagen vom 14. bis 21. September, hatten der Kapitän und Oberlt. Payer mit vier Mann eine größere Schlittenreise über das frischgefrorene Eis der Clavering-Straße nach dem Fligely-Fjord unternommen und in diesen Tagen unter mannigfachen Beschwerden, namentlich bei brennendem Durst und Hunger, und bei einer Schlittenlast von circa sechs Centnern, im Ganzen 26,7 deutsche Meilen zurückgelegt. Das Hauptresultat war die durch Besteigung eines 1260 Fuß hohen Berges gewonnene Bestätigung der Vermuthung, daß der Fligely-Fjord mit der Ardencape-Bai in Verbindung stehe, und noch wichtiger die Entdeckung von Kohlenflözen auf der Ruhn-Insel. Wir geben über diese höchst interessante Entdeckung den Bericht im Wortlaut: „Am Morgen des 19. September bemerkte Payer ein Gestein von auffallend lichter Färbung, das an der Südseite der Ruhn-Insel das Hangende ihres krystallinischen Massivs bildete und eine größere Thalweitung bis zu 2000 Fuß hinan bekleidete. Er entfernte sich daher vom Schlitten und stieß zu seiner großen Ueberraschung auf ein mächtiges Lager, welches abwechselnd aus durch Sandstein getrennten Kohlenflözen, wahrscheinlich Liaskohle, von $\frac{3}{4}$ bis 18 Zoll Mächtigkeit bestand. . . . Die Entdeckung eines Kohlenlagers an dieser Stelle ist für die spätere Erforschung Grönlands von größter Wichtigkeit. Denn von all den Lebensbedürfnissen, die man mit sich führen muß, ist das Brennmaterial dasjenige, welches der Dauer einer Reise ins Binnenland und dem Aufenthalt daselbst zuerst Grenzen setzt. Der Proviant läßt sich bei einer genügenden Anzahl Patronen ersetzen; die Bekleidung unterliegt keiner fühlbaren Abnutzung. Das Brennmaterial dagegen ist nicht allein unentbehrlich, sondern läßt sich auch nicht ergänzen. Bietet ein Kohlenlager unerschöpflichen Vorrath, baut man sich eine Steinhütte zum Schutz gegen Sturm und Kälte, so ist ein beliebig langer Aufenthalt im Innern des Landes leicht auszuführen und damit die Möglichkeit geboten, dasselbe auf einen sehr beträchtlichen Umkreis und mit einer Gründlichkeit zu durchforschen, auf die man bei Reisen wie der unsrigen nothgedrungen verzichten muß.“

Am 6. November war das Verschwinden der Sonne für drei lange Monate zu erwarten. So schien der Wunsch Payer's berechtigt, die letzten Tage, an denen das leuchtende und wärmende Gestirn wenigstens noch für Stunden und Minuten schien, zu einer großen Entdeckungsexpedition zu benutzen. Am 27. October fuhr demgemäß eine Schlittenexpedition unter seiner Führung, begleitet von Dr. Copeland und drei Matrosen von Bord ab, um das Land

im Süden der Flachen Bai näher kennen zu lernen. Am 4. Novbr. Abends 9 $\frac{1}{2}$ Uhr erfolgte die Rückkehr der sehr ermüdeten aber wohlbehaltenen Mannschaft. Sie hatten in den 9 Tagen über vierzig deutsche Meilen zurückgelegt. Und wenn es auch nicht gelungen war, in das Thal bei der Flachen Bai hinaufzudringen, so war doch in den wenigen Tagen entdeckt worden die Durchfahrt nördlich der von Clavering vermutheten gleichnamigen Insel, ein herrlicher großer Fjord, „der Tiroler Fjord“, und das hochinteressante Studium der Gletscher Grönlands hatte die wichtigsten Aufschlüsse erhalten. Der Raie ist nur zu geneigt, derartige Reisen sich weit bequemer, gefahr- und müheloser darzustellen, als sie wirklich sind. Es sollen daher nachstehend einige der charakteristischsten Stellen der Schilderung Payer's von dieser Schlittenreise und den Schlittenreisen im Norden überhaupt gegeben werden.

„Die arktischen Pionniere Englands und Amerikas“ schreibt er, „blieben auf ihren Entdeckungseisen fast immer in Verbindung mit menschlicher Bevölkerung, wenn auch nur mit einer solchen, deren Kulturstufe zu den niedrigsten zählt. Uns selbst ist jedwede Befriedigung geselligen Bedürfnisses vorenthalten geblieben, denn die Eskimos haben sich von der Ostküste Grönlands entweder ganz zurückgezogen oder sind daselbst ausgestorben. Doch die Abwesenheit irgendwelcher Art von menschlicher Thätigkeit erweckt eine nur um so feierlichere Stimmung. In ruhiger Klarheit spannt sich der azurne Himmel über das Land, haftet der Blick der Sonne an der kalten Felswand, deren Stirn feierlicher Ernst krönt, leuchten die Schründe der aus dem hohen Bergland herabsteigenden Gletscher und der Frost überbrückt die tiefblaue unbewegte Wasserfläche des Fjords mit einer glänzenden Eisbahn. Die Umschiffung jedes Vorgebirges eröffnet dem Blick neue unbekannte Gebiete. Der Wunsch, ihren Zusammenhang zu ergründen, hält den Forschungstrieb unausgesetzt wach und steigert das Verlangen des Entdeckers unbegrenzt. Es giebt keine mächtigere Verlockung, als die unwiderstehlich sich aufdrängende Frage: „Was dann“ zu lösen, sobald auf solchen Reisen der Gesichtskreis durch ein vortretendes Kap geschlossen wird und das geographische Räthsel sich materiell und greifbar darbietet.“ Aber in der That bedarf es auch des vollen Bewußtseins dieser idealen Ziele, um Reisebeschwerlichkeiten wie die folgenden freiwillig auf sich zu nehmen und gelassen zu ertragen. „Nach beendigtem Tagesmarsch, in der Regel bei eingetretener Finsterniß, wählt man eine geeignet scheinende Stelle des Strandes oder irgend eine Eisfläche zur Lagerstätte. Kleinere Schneelagen werden mit dem Fuße weggestreift, scharfkantige festgefrorene Blöcke mühsam beseitigt, größere manchmal mehr als 100 Schritte weit hergeschleppt, um die Zeltstücke daran zu befestigen u. s. f., eine Arbeit, die bei einer Temperatur von -12 bis -20° unter Null, besonders wenn Wind hinzukommt, immerhin einige Ueberwindung erfordert.

Gelegentlich hat man dem Winde eine leichte Gummidecke, den Boden des Zeltes bildend, mit welcher er sich bereits entfernt hatte, wieder abzuja-gen. Das eine Gewehr liegt schußbereit auf dem Boden, während einer aus der Reisegesellschaft mit dem andern zur nächsten zuweilen ziemlich entlegenen Eisklippe geht, um das zur Bereitung von Nachtmahl und Frühstück erforderliche salzfreie Eis zu holen. Die Waffe ist absolut nothwendig, denn Meister Peh stattet seine Besuche immer dann ab, wenn man am wenigsten auf diese Ehre gefaßt ist. — Die Nacht hat ihre Fittiche über die trostlose Einöde ausgebreitet. Die Berge rings um den Fjord erscheinen als schwarze gespensterhafte Massen. —

Der Schlitten ist seiner Last entledigt, eine viel complicirtere Sache, als es scheint, denn obgleich nur ganz Unentbehrliches mitgenommen wurde, so hat man doch der Sorgen genug, die Instrumente zu sichern, Kochapparat, Steigeisen, Hammer, Säge, Bergstock, Stricke, Decken, Fernrohr, Spirituskanne, Lampe, Bärenfett Schlüssel, Schaufel, die geologische und die karge botanische Ausbeute zu ordnen, darauf — ebenso des Morgens — Barometer und Thermometer abzulesen. — Das Zelt 4 Fuß hoch, 8 Fuß lang, 5 Fuß breit, ist aufgestellt; die Decken sind hereingeschaft, das Gewehr liegt nächst dem Eingange; nach einer bestimmten Ordnung wird nun das Zelt mit den Instrumenten, dem Kochapparat und dem Schuhgeräthe bezogen, endlich der Schlitten schützend an dasselbe angelehnt. In Europa zieht man sich zum Schlafengehen aus; in den Polargegenden zieht man sich dagegen dazu an. — Jedermann befreit den langen Bart von den dichten Eisklumpen, die sich daran angehängt hatten, und sucht seine Reservestrümpfe oder aus Bärenfell genähten Schuhe. — Die Stiefeln werden in den Schlaffack gesteckt, diesen folgt der Leib. Der Raum ist so beengt, und dessen Bevölkerung so dicht, daß, wenn man seine Stiefeln ausziehen will, dies nur auf des Nachbars Bauch sitzend bewerkstelligt werden kann; daß jedes, ein gewisses Normalmaß überschreitende Körperglied oder dessen geringste nicht unumgänglich nothwendige Bewegung schreiende Entrüstung Aller hervorruft, und daß man, seine Pelzhandschuhe suchend, auf der Nase oder dem Schienbein eines Andern kniet. Dort, wo das Knie ruht, hört man schreien, fährt arglos zurück — stößt an die Lampe (eine deckellose Blechschüssel, welche mit Bärenfett gefüllt an einem Draht vom Zeltgiebel herabhängt), eine Thranslut ergießt sich, doch wer achtet solcher Dinge. — Bedrohlich aber ist es, wenn das Zelt in Brand geräth, ein Fall, der zweimal auf unserer Reise eintrat. Im Nu lagen mehrere Quadratfuß Decken, auf welchen brennender Spiritus verschüttet worden war, in Flammen. Wir verbrannten Pelzhauben und Handschuhe, indem wir sie zu ersticken suchten. Die Leidtragenden zogen dann Strümpfe über die Hände. — Die eis- oder schneegefüllte Kochmaschine ist in Thätigkeit; rasch erhöht

sie die Temperatur; mächtige Dampfwolken erfüllen das Zelt, sodaß man die eigene Hand dicht vor den Augen nicht mehr sieht; eine brennende Kerze gleicht dem Hof umringten Mond, ein leichter Sprühregen fällt von der gänzlich durchnäßten Zeltwand herab, welcher nach beendigter Dampsentwicklung sofort vereist. Die Feuchtigkeit der Kleider und Decken nimmt auf diese Weise täglich zu; die Körperwärme ist dazu bestimmt, diese Frostsumme während der Nacht etwas auszugleichen. — Die Befriedigung des Durstes, dieses großen Unge-
machs arktischer Schlittenreisen, durch geschmolzenes Eis, und die Zubereitung des Nachtmahls, Cacao oder Kaffee mit ein wenig Brot und Speck, hat die Spiritusflamme wol dreiviertel Stunden in Anspruch genommen; hierbei verbreitet sich ein die Augen in hohem Maße angreifender Aether — durch seine tägliche Wiederkehr eine wahre Qual. — Nachdem das Abendbrot eingenommen — Keiner gäbe es für alle Schätze der Welt — tritt eine kurze Siesta ein, die einzige behagliche Zeit des Tages. Man raucht; die Matrosen aus den kleinen Pfeifen jenes furchtbare „Kamelhaare“ genannte Kraut. Die Tagesereignisse und die neuen Entdeckungen sowie mögliche Eventualitäten werden nun erörtert, das Tagebuch wird geschlossen und den Dysenteriekranken Opium gereicht. Aus den in einer verschließbaren Blechtrommel verwahrten Gummiflaschen werden darauf regelmäßig zwei bis drei Löffel Rum oder Cognak vertheilt — eine unvergleichliche Wonne für die Betheiligten. Auf allen Schlittenreisen konnte man die Beobachtung machen, daß diese geringe Quantität geistiger Getränke zufolge der sich steigenden Abnahme der Körperkraft und des zunehmenden Hungers sofort eine Art fröhlichen Wahnsinns erzeugt, dem Betäubung folgt. Für einige Minuten flammt die Unterhaltung in ausgelassener Heiterkeit auf; dann wird die Pfeife ausgeklopft, und nun jeder mit seemannischem Singsang in seinen Platz im Schlaffack hineingedrängt und an seinen Nachbar möglichst dicht angeschoben. Mehrtöniges Schnarchen folgt bei den Glücklichen, peinliches Wachen bei den minder Begünstigten. Vom Moment der Ankunft bis zu diesem Augenblick vergehen zwei bis drei Stunden. Die Temperatur in dem leichten Zelt fällt dann wieder sehr bedeutend unter Null. Umhüllt von einer thauenden Decke auf einem Thierfell liegend, durch welches die Bodenkälte von manchmal — 20° dringt, in der Seitenlage von den Nachbarn glatt gepreßt wie eine echte Havanna, regungsunfähig, halb auf dem einschlafenden Arme, mit den Füßen ebenso hoch als mit dem auf einem Steine ruhenden Kopfe, — so liegt man da. — Schlafe, lieber Leser! Der Schlaf, zu welchem dir nur fünf bis sechs Stunden Zeit bleiben, soll dich den empfindlichen Nahrungsmangel vergessen machen. — Ach! du fühlst, daß dein Schenkelknochen unmittelbar auf einem spitzen Stein ruht, den zu beseitigen die Zelterbauer übersehen haben! Gedulde dich, man kann es deinetwegen nicht wieder abbrechen. Du bemerkst, daß deine Nase einem

Condensator ähnlich wirkt, daß sie wie ein leeres Faß tropft, der Wind die Zeltwand gleich einem Segel einwärts bläst und auf deinen Kopf herabdrückt, dein Hauch in langen Eiszäden in dem Zeltdach krySTALLISIRT und zu Geweben wächst, welche sich bei der geringsten Erschütterung ablösen und dir ins Gesicht fallen; doch mehr als alles quält dich die schneegefüllte Gummiflasche, die zur Gewinnung von Trinkwasser auf den Bauch zu binden, heute deine Tour war. Diese Flasche erinnert lebhaft an jene Eiszungsfrau, welche ihren Geliebten, indem sie ihn umarmt, erstarren machte. — Dein Nachbar fühlt plötzlich ein Krabbeln und Tasten an seinem Kopfe: draußen brummt etwas. Der Ruf „Ein Bär“ weckt dich. — Es war aber nur ein Fuchs. Der Sturm fällt das Zelt in mächtigen Stößen heulend an; sein rauher Hauch dringt durch das Gewebe, durch den Schlaffack, und wie durch ein Sieb dringt dichter, feiner Schneestaub herein; der Frost schüttelt dich; du bist ein unglücklicher Mann, wenn dich dies genirt! Die Flut beginnt; hart neben dir drängen und schieben sich die gebrochenen Eistafeln, da giebt es ein Knacken, Aechzen, Seufzen und Quieken, oft wie Kinderstimmen ohne Ende. Die Lampe hat sich endlich losgerüttelt — fällt herunter und entleert sich, aber das Alles rührt dich nicht. Mit einem an Stumpfsinn grenzenden Gleichmuth mußt du es ertragen, sonst erdrückt dich die Situation. — Endlich nach mehrstündigem Harren senkt sich der so sehnlich herbeigewünschte und so nothwendige Schlaf auf dich herab. Weckt dich nicht etwa eine neue Bärenvision deines Nachbarn, auch nicht sein Ellenbogen, welcher sich auf deinen Mund gelegt hat oder dolchartig in deine Hüften eindringt, besteht er nicht darauf, dir eine höchst merkwürdige Geschichte zu erzählen — stört dich nichts von alledem, dann kann es noch die Pflicht — gegen sich selbst sein, welche einen Beklagenswerthen nöthigt das Freie zu suchen. Doch über die Körper der Schlafgenossen giebt es keine Viaducte; er ist also genöthigt, auf dieselben zu treten, fällt draußen über die ausgespannten Stricke und es gelingt ihm, den Bau halb zu vernichten. — Mehrere Nächte hast du auf solche Weise fast schlaflos zugebracht; es ist 3 Uhr geworden, die Zeit des Ausbruchs ist gekommen. Anziehen, Rochen, Packen im Finstern u. s. w. verursachen anfänglich viel Zeitverlust, erst Uebung und Präcision ermöglichen den wirklichen Abmarsch nach einer weitem Stunde. — Mangel an Achtsamkeit rächt sich durch bitteren Schaden. Der Wind hat den Deckel des Kochtopfes entführt, Einem den Handschuh geraubt. Wer seine Stiefel Nachts im Freien ließ, findet sie voll Schnee und starr wie Eisenblech. Den Frost beseitigt kein Mittel, sie brechen beim ersten Versuch sie anzuziehen. Das Eis oder der Schnee in der leidigen Gummiflasche ist erst halb geschmolzen, und wenige Löffel Wasser sind Alles, worüber die Reisegesellschaft zur Löschung ihres Durstes zu verfügen hat. — Es ist eingespannt — oh! du bist eingespannt.

lieber Leser — „Marsch“ — behutsam über die von der Flut zerbrochenen Ränder des Küsteneises, dann im Takte des Automaten 40—50,000 Schritte weit über die bahnlose Wüste, die eigentlich ein Meer sein soll, ziehend und schweigsam!“

Die Entdeckung des Tiroler Fjords war die letzte größere Excursion der Germaniamänner im Jahre 1869 gewesen. Nun hatte im November die Sonne, dieser Urquell alles Lichtes und Lebens, die kühnen Nordpolfahrer verlassen und die dreimonatliche Polarnacht ihren Anfang genommen. Sofort am 7. und 8. November, unmittelbar nach der Rückkehr der Entdecker des Tiroler Fjords raste ein Nordsturm mit Schneetreiben über die Germania und ihr Zeltdach hinweg, der alle bisherigen an Stärke und Dauer bei weitem übertraf, die Mannschaft zum strengsten mehrtägigen Arrest im Schiffsraum zwang und das ganze Deck unter dem Zeltdach mit mannhohen Schneewehen füllte. Dieser Boreas wurde nur einmal überboten durch einen zweiten Sturm, der in den Tagen vom 16. bis 20. December 103 Stunden lang ununterbrochen über die Germaniamänner hinbrauste, mit unvergleichlicher Wuth und Stärke. Diese Windsbraut legte nach den Beobachtungen der Gelehrten auf der Germania in der Stunde mindestens 15 deutsche Meilen zurück; in den 103 Stunden ihrer Dauer hätte sie also bei einer directen Richtung nach Süden nicht nur den Aequator erreicht, sondern weiter darüber hinaus das Südennde von Afrika, hätte also weit über ein Viertel des Erdumfanges durchlaufen. Einer der Gelehrten, Dr. Börgen hatte den Muth, während dieser Sturm raste, an Land zu gehen und Ablesungen an der Sternwarte zu machen. Einmal wurde er vom Winde gepackt, förmlich in die Höhe gehoben und gegen zehn Schritt weit fortgeschleudert. Nur die Eisblöcke mit dem Tau vom Schiff zur Sternwarte gewährten in solchen Fällen die Möglichkeit der Rettung. Denn das starke Schneetreiben benimmt die Aussicht selbst auf wenige Schritte und erfüllt die Luströhre und Lungen mit einem trostlosen Kältegefühl, auch wenn man dem Schnee den Rücken zukehrt, der rasende Wind scheint die Thätigkeit der Lungen, die Function des Gehirns vollends lähmen zu wollen, die volle Aufmerksamkeit und alle Muskelkraft muß darauf gerichtet sein, festen Fuß zu behalten. Die wichtigste und gefährlichste Wirkung dieses außerordentlichen Sturmes hatte die Eisdecke um das Schiff erfahren. Keine 300 Schritt mehr von demselben klappte die zer-rissene Grenze des Eises, zog sich der dunkelschwarze Streifen des offenen Wassers!

Zum großen Glück für unsere Seefahrer fand dieser grimmige Sturm nur wenige und viel glimpflichere Nachfolger. Das Wetter war vielmehr im Allgemeinen, auch im Winter recht erträglich, die Kälte im Maximum bis 26 und 28 Grad, an die man sich so sehr gewöhnte, daß sie Keinen belästigte.

Während dieser stillen Tage wurde in der Kajüte und im Logis, namentlich von Dr. Pausch im Interesse der zoologischen Sammlung tüchtig gearbeitet, die Navigationschule munter fortgesetzt, sogar eine „Ostgrönländische Zeitung“ voll köstlichen Humors in mehreren Nummern herausgegeben, alle 14 Tage und namentlich am 21. December 24 Stunden hindurch magnetischer Termin an Land gehalten und von Allen die rechte Stimmung und Freude für die herannahende Weihnachtszeit gewonnen.

Das Fest sollte ganz in deutscher Weise begangen werden im ostgrönländischen Eise. Dazu durfte ein grüner Tannenbaum nicht fehlen. Aber freilich in ganz Grönland wachsen keine Tannen. Dafür aber behalten die kleinen Sträucher der Andromeda auch im Winter ihre Blätter, die, obgleich dunkelgrün-bräunlich von Farbe, doch immer ein frisches Laub sind und sich ohne Zweifel besser ausnehmen mußten, als Moos. Vom Zimmermann wurde ein hohes hölzernes Gestell gemacht, das auf einem Fußbrett stehend, den 3 Fuß hohen Stamm und die Hauptäste einer kleinen Tanne darstellte. Diese wurde mit den Schößlingen der Andromeda bewickelt und ebenso bewickelte kleine und kleinste Stäbe als Zweige und Nebenzweige naturgerecht an die Äste befestigt. Auf diese Weise erhielt man einen Tannenbaum, der alle Erwartungen übertraf und von den Leuten mit Wachslöchtern, vergoldeten Nüssen u. s. w. geziert wurde. So kam der heilige Abend heran. Um 4 Uhr mußte Jedermann die Kajüte verlassen. Die Wände wurden ringsum mit Flaggen decorirt, neben dem Sofa die schönsten Fuchsfelle hingehängt, und der Tisch durch Hülfe einiger Kisten bis zum Mast hinan verlängert. Um 6 Uhr gab die Schiffsglocke das Zeichen zur Bescheerung. Im Logis wurde ein Weihnachtslied angestimmt. Dann traten Alle in die Kajüte um den Weihnachtstisch. Da standen ernsthaft und doch so froh dreinschauend die kräftigen Gestalten der großen Kinder, da erhob sich bis zur Decke hinauf der schönste Weihnachtsbaum und glitzerte von Lichtern, von Gold und Silber. Und auf frischen weißen Tischlaken lagen auf Tellern zierlich geordnet die Geschenke. Lauter unbedeutende Dinge: kleine Bücher, Brieftaschen u. aber jedem machten sie die größte Freude. Auch ein Geschenk von Kieler Damen, eine große Harmonica „für die Mannschaft“ wurde bescheert. Dann folgte ein warmes Abendessen, wobei der Koch mit prachtvollem Gebäck überraschte. Die Glückwünsche wurden in Schaumwein vom Neckar getrunken und beim Dessert öffnete sich eine große Kiste, welche ein kostbares Geschenk aus Mainz, eine Anzahl Flaschen des trefflichsten Rheinweins enthielt. Nun erglühnten Herz und Sinn den deutschen Seefahrern beim edelsten vaterländischen Tranke. Eine Rede folgte der andern. Dann kam das deutsche Lied zu seinem Rechte; hatte doch jeder von dem Verleger G. Westermann ein kleines Liederbuch zum Geschenk erhalten. Heiliger Sangesseifer befeelte Alle. War es Vorahnung

der Ereignisse des künftigen Jahres, daß auch die „Wacht am Rhein in die arktische Nacht hineinschaltete? Endlich machte man noch ein gemüthliches Tänzchen an Land „in der wunderbar warmen und linden Luft“. Bald sprangen Alle im weichen Schnee umher, und im Geweiß eines erfrorenen Rennthiers sitzend, spielte der Bootemann dazu mit kundiger Hand auf der neuen Harmonica. Lange nach Mitternacht erst legten sie sich zur Ruhe. — In gleich feierlich-fröhlicher Weise verlief der Sylvesterabend. Man saß beim Wein zusammen, goß Blei, verloschte Münchner Silberbogen und tauschte manches ernste, manches hoffnungsreiche Wort beim Gläserklang. Die Astro-nomen hatten ausgerechnet, wann in den verschiedenen Heimathsorten die Mitternachtsstunde schlage, und so gab es für einen Jeden noch ein besonderes Anstoßen auf „Was wir lieben“ in der Heimath. Auch auf die Genossen von der Hansa wurde angestoßen, die man längst in der Weser eingelaufen wähnte. So ging ihnen das Jahr 1869 zu Ende.

Mit andauernden magnetischen und astronomischen Beobachtungen, sowie Beobachtungen der Fluth und Ebbe wurden die sonnenlosen Monate der Polarnacht wissenschaftlich ausgenutzt. Es kann hier nicht der Raum sein, auf die sehr detaillirten und auch für jeden Laien anschaulichen Schilderungen der Apparate und des Verfahrens bei diesen wissenschaftlichen Beobachtungen näher einzugehen, welche das neunte Kapitel des vorliegenden Werkes entwirft. Alle an diesen u. a. wissenschaftlichen Arbeiten unbetheiligten Hände der Mannschaft und Kajüte oblagen dagegen in denselben Monaten mit demselben Eifer den Vorbereitungen für die Wiederaufnahme der Schlittenreisen im Frühjahr. Es wurde im Innern des Schiffes geschneidert und geschustert, gezimmert und geschmiedet vom Morgen bis zum Abend. Zunächst kamen die Kleider an die Reihe. Jeder hatte längst erfahren, daß für Kältegrade wie man sie bisher kennen gelernt, nichts besser taue, als die verschiedenen Wollenzeuge, die vorhanden waren. Aber sie genügten nur bei stillem Wetter. Gegen Sturm und Schneetreiben war man nur durch Pelzkleider gewappnet. Unpractisch waren jedoch die langen Pelzröcke, die man mitbekommen hatte. Schon Fürst Bismarck hatte, beim Auslaufen der Germania aus Bremerhaven, auf Grund seiner Erfahrungen als Bärenjäger, die Länge dieser Pelzröcke getadelt. Sie wurden jetzt erheblich kürzer und knapper gemacht und mit Wolle gut gefüttert. Die Pelzkapuzen behielt man unverändert bei, verwarf dagegen die Pelzstiefel, die zu schnell hart und unbequem werden und ersetzte sie durch etwas unförmliche Institute, die außen aus Segeltuch, innen aus Wollzeug bestanden und die mit Ledersohlen versehen wurden. Weiter wurden Pelzsäcke und Pelzdecken für die Schlafstellen genäht und die Zelte in passender Größe umgearbeitet. Während dieser Arbeiten war, um Raum zu gewinnen, auch die hintere Kajüte als Schneiderwerkstatt geheizt worden.

Am 11. Januar Abends 8 $\frac{3}{4}$ Uhr wurde von dorthier ein leichter Brandgeruch bemerkt, der indessen unbeachtet blieb. Als Dr. Copeland um 9 Uhr zur meteorologischen Ableseung ging, bemerkte er indessen schon an der Treppe stärkeren Rauch und Geruch und auf Deck schlug ihm dicker Qualm entgegen. Nun eilte man schleunigst nach hinten, die Einen schöpften Wasser aus dem Fluthloch, die Anderen rissen die Kappe über der Schneiderwerkstatt weg; da zuckten durch den dicken erstickenden Qualm die hellen Flammen. Wahrscheinlich waren die Kohlen nach dem Abblasen von neuem in Brand gerathen und hatten das benachbarte Holzwerk erst angezündet, dann in Flammen gesetzt. Mit wenig Eimern war das Feuer gelöscht. Aber ohne das Fluthloch wäre die Gefahr außerordentlich groß gewesen, namentlich da der Kohlenraum dicht neben der Feuerstätte lag.

Allmählich ging nun auch die bitterlange arktische Nacht zu Ende; auf den 3. Februar hatten die Astronomen das Wiedererscheinen der Sonne berechnet. Mit welcher stets wachsenden Freude die ganze Mannschaft der Germania diesem Tage entgegensah, läßt sich begreifen, wenn man die gemüthverdüsternde Schwere der arktischen Nacht sich vorzustellen vermag. „Die Stille des arktischen Winters“ — so schreibt Oberleutnant Payer — „hat etwas Unheimliches; die düsteren Schatten, mit welchen das Leben reizlos entflieht, belasten das Gemüth. Alle Töne der Schöpfung sind erloschen, das Flüstern und Rauschen von Quellen und Bächen ist verklungen, die Brandung der Wogen verstummt, der Wasserfall an der kalten Felswand erstarrt, das Pflanzenleben wie auf ewig vernichtet, unter der Schneehülle verschüttet. Die Thiere haben die starre Küste entweder mit dem äußern Saum des Packeises oder mit milderen Breiten vertauscht, sind nach dem Innern des Landes gezogen oder haben den Winterschlaf begonnen. Kein milder Sonnenblick färbt die Höhen, leuchtet auf den schimmernden Eiskolossen, auf der vergoldeten Spiegelfläche des Meeres. Gestalten und Farben sind umdüstert, ein allgemeines Leichentuch umhüllt die einzelnen Glieder der Natur. Darüber lastet die eisige Nacht, die Sterne senden lebhaft zitternd ihr kaltes Licht herab, gespensterbleich heben sich die beschatteten Schneewände der Berge vom schwarzen Felsaum ab; dämonisch düster ragt die Felsenstirn des Kammes in die Nacht empor; Schneeflocken gleiten in geräuschloser Monotonie herab auf die stille kalte Erde, auf die Eisdecke, welche das Schiff seit Monaten gefesselt hält. Das Verdeck ist schneebelastet, Masten und Rahm strecken ihre kohlschwarzen Glieder gegen den Himmel, an den Tauen haftet der Frost in zarten krystallinen Geweben, das Steuer ist unter Eisblöcken vergraben.“ Leicht verliert man sich da in ein Gefühl gänzlichen Verlassenseins in der von allem Leben entblöhten Umgebung. Man müßte ja kein Mensch sein, wenn man nicht hin und wieder von solchen Empfindungen beschlichen würde.

Aber sie waren bei den Germaniamännern immer von kurzer Dauer und nun sollte ja auch diese Nacht zu Ende sein, die Sonne wieder erscheinen. Gegen Ende Januar schon färbte sich immer um die Mittagsstunde der Südhimmel prachtvoll. Da wo die Sonne erscheinen sollte, lag eine fast blendende Gluth ausgebreitet. Die Farben, welche den Erdschatten im Norden umgrenzten, waren wahrhaft herrlich, rein prismatisch. Die Schneewände, die den Horizont begrenzten, erhielten die wunderbarste, zartgrüne Färbung. Für Alle waren diese Stunden unvergeßlich. Seit dem 30. Januar gingen die Astronomen täglich auf den Hasenberg, um sich zu überzeugen, ob ihre Berechnungen zu trafen. Und sie trafen zu. Als endlich der dritte Februar erschienen war, standen Alle schon lange vor Mittag auf dem Ausguck. Dr. Börger beobachtete bei der Sternwarte, Dr. Copeland und Rapt. Koldewey waren auf den Germaniaberg gestiegen. Alles war in feierlichster Stimmung. In Gedanken durchflogen sie nochmals die drei sonnenleeren Monate und wandten das Auge aus der noch schattenlosen Gegend immer und immer wieder gen Süden, wo es heller und heller wurde. „Die Mittagsstunde nahte heran. Erwartungsvoll und neugierig erschienen von Zeit zu Zeit die Leute an der Treppe und sahen sich nach der Sonne um, ja einzelne stiegen in den Top, um das Vergnügen etwas früher zu haben. Aufmerksam schaute man ringsum, denn nichts durfte einem in so wichtigem Augenblicke entgehen. Und immer heller wurde am südlichen Horizont und geblendet fast schon wendet sich das Auge ab — da bleibt der Blick haften im Südwesten und erst zweifelnd und fragend, dann aber aufjubelnd in freudiger Sicherheit rufen wir einander zu: „Da ist sie! Der Sattelberg liegt schon im Sonnenschein!“ Und in der That, in mattem, röthlichem, aber unverkennbar deutlichem Sonnenlicht erglänzte diese Höhe vor den übrigen noch tief beschatteten Bergen. Immer entschiedener wird dieses Licht jetzt und in kurzer Zeit wiederholt sich dasselbe schöne phänomenale Schauspiel an dem nahen Hasenberge und den andern bedeutendern Erhebungen der Insel. Und von ihnen steigt es hinab bis zur Ebene, und wie wir uns jetzt umsehen, da leuchtet es uns in vollem Glanze entgegen, das wiederauferstandene Gestirn des Tages. In tiefstem Herzen bewegt dachten wir uns an der Sonne so recht satt sehen zu wollen, allein die so lange entbehrt Lichtfülle war viel zu blendend, um vom Auge ertragen zu werden. Es bedurfte schützender Blendgläser, um zu erkennen, daß sich die Sonnenscheibe noch nicht vollständig über den Horizont erhoben hatte. Dennoch aber war ihr Einfluß stark genug, um uns, als wir ihr jetzt wieder den Rücken wandten, die ganze Insel und das nahe Festland in vollkommener Tagesbeleuchtung zu zeigen. Das war ein erfreulicher, ein herrlicher Anblick! Belebend schienen gleich die ersten Strahlen auf uns zu wirken und belebend wirkten sie jedenfalls auf die Landschaft. Denn während

bis dahin das ganze Panorama der Berge sich gleichmäßig wie eine einfarbig dunkle Masse dahin erstreckte, in der nur hin und wieder bei hellem Mondlicht einzelne grelle Lichter und Schatten austraten, — während auch die hellste Dämmerung noch wenig daran zu individualisiren vermochte, so traten jetzt die einzelnen Gliederungen und Umrisse des Gebirges auf das Deutlichste hervor; die Vorberge hoben sich ab, und die entfernten Spitzen rückten zurück. Und diese schöne lebendig gewordene Landschaft war von der zartesten Färbung übergossen, röthlich, violett, bläulich und grünlich in allen Nüancen, je nach der Stärke der Beleuchtung, der Art des Grundes und der Beschaffenheit der Umgebung.“

Zwei Ausgaben der ausgewählten Werke Friedrich's des Großen.

Friedrich's des Großen ausgewählte Werke erscheinen seit zwei Jahren (bis jetzt die 2 Hälften des 1. Bandes) in einer sehr stattlichen Ausgabe, ins Deutsche übertragen von Heinrich Merken's und eingeleitet von Franz Wegele in Würzburg, in Stubers Buchhandlung. Ferner eine „Volksausgabe“ seit Anfang d. J. — bis jetzt in zwei Bänden — in Berlin (Verlag von Siegfried Cronbach). Jeder Versuch, die Werke des großen Königs dem deutschen Volke nahe zu führen, muß mit Freuden begrüßt werden. Denn zu lange hat sich das mit kleinstaatlichem Eigendünkel genährte Geschmeiß und die widerliche Halbwissenschaft der sog. Landeskunden darin gefallen, die in Deutschland außerhalb Preußens heranwachsenden Geschlechter in gehässiger Geringschätzung und Herabwürdigung des „Alten Fritz“ zu erziehen. Viel ist zu vergessen, auszuwetten von der dem sog. „reinen Deutschland“ überlieferten Tradition, um dem großen Manne, der vor mehr als hundert Jahren schon der modernen deutschen Staatsidee Bahn gebrochen hat, die Herzen des ganzen deutschen Volkes nach Gebühr zu gewinnen. Dieser hohe Zweck kann durch einen getreuen, verständig gesichteten Auszug seiner Werke am besten erreicht werden. Aber zur Auswahl und Erläuterung dieser Werke gehört freilich ein tüchtiger Kenner jener Zeit der Geschichte überhaupt und der Sprache des Lebens- und Entwicklungsganges des Königs insbesondere ein Historiker, der zugleich im Stande ist, die Entstehung, die Bedeutung, die Erklärung und Tendenz der einzelnen Werke bei jedem Anlaß dem Leser klar zu machen, gleichzeitig aber auch vom Stand-